

(Nachdruck verboten.)

15] Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knechtel.

Die Burschen horchten gespannt auf. Der August und der Christian wunderten sich, daß das Mädchen, das sonst mit dem Peter nie ein Wort geredet, für ihn Partei nahm, und der Peter wunderte sich auch darüber.

Er lachte leise und sah sich das Mädchen genauer an — sie war hübsch geworden, frische rote Waden hatte sie gekriegt und ein feines Kleid hatte sie an, und sie verteidigte ihn! Das alles empfand er mit Wohlbehagen, am meisten aber freute er sich über die enttäuschten Gesichter vom Christian und dem August.

Allerlei Pläne kreuzten in seinem Hirn. Wenn ich das Mädchen gegen die beiden aufhekte? Oder wenn ich? . . . Die freundliche Gesinnung der Luis mußte er doch ausnützen können!

Die Luis aber trat mit dem Bruder ins Haus. „Der arm Peter!“ sagte sie.

Der Christian lachte. „En liederlicher Kerl is er, und der August hat recht gehabt!“

„Der August bild sich was drauf ein, daß er lerne kann, was er will!“ Des Mädchens Augen blitzten, „es ist nit jedermann gestellt wie sein Vater, und noch grad der Edel!“

Der Christian schwieg. Wenn ich nur lerne darf, was ich will, dachte er.

Und dann traten sie in die Stube.

„Luis!“ Die Emma kam auf die Schwester zu. Ihre Augen leuchteten. Ihr Gesicht war blaß und unendlich schmal.

„Wie gut De aussiehst!“ sagte sie.

Und dann gab ihr der Vater die Hand.

„Na, bist da?“ Er betrachtete sie mit leisem Wohlgefallen.

Sie war so frisch und froh hereingekommen in die dumpfe Stube, und ein breiter Strom kräftiger kalter Winterluft mit ihr.

Sie nahm Hut und Jacke ab. „Wo is die Mutter?“ fragte sie.

„Drin in der Kammer von de Bube,“ sagte die Emma und nahm ihr die Sachen ab, dabei wandte sie die glückleuchtenden Augen nicht von ihr.

„Ich hab mich eso gefreut!“

„Du!“ Mit scheuen Fingern glitt die Luis über der Schwester Haar.

Die erschauerte, beglückt von dieser Zärtlichkeit.

Die Luis aber ging nach der Kammer. Vor der Tür blieb sie stehn und wandte den Kopf. „Emma, mach doch es Fenster ein bißel auf, gelt! Es is schlechte Luft in der Stub!“

Da trat ihr die Marie entgegen.

„Die Luis, natürlich!“ sagte sie. „Mer kann sich's ja denke! Ins Haus kommen und anfangen zu kommandieren!“

„Mutter — —!“ Das Mädchen griff nach der Marie Hand.

„Ach was!“ Sie stieß die Luis von sich. „Nach es Fenster zu, Emma!“ rief sie.

Das Kind gehörchte mit Tränen in den Augen.

Die Luis stand gesenkten Kopfes neben der Mutter. Ihre Wangen waren noch eben so frisch und rot, wie vorhin, als sie eingetreten war, aber die Freude war von ihrem Gesicht geschwunden.

Mütting sah's, und es preßte ihm das Herz zusammen.

„Wenn es Luis nig gesagt hätt, dann hätt ich jetzt doch es Fenster aufgemacht!“ sprach er.

Die Frau aber fuhr auf. „Natürlich, Du mußt em doch 's Wort rede! Vorher hast nit gefunde, daß schlechte Luft in der Stub war, aber jetzt — —!“ Der Marie ihre Stimme schlug über.

„Ach, gehn doch, Mutter, regen Euch nit auf!“ bat die Luis. Sie hatte gesehn, daß die Frau in Hoffnung war.

Die aber schrie: „Nit aufrege, habaha! Tu jetzt nure

noch so . . . Gleich, wenn de ins Haus kommst, suchst De Streit!“ Sie heulte.

Zitternd stand die Luis. „Ich hab gewiß keinen Streit gesucht,“ sagte sie. „Gewiß nit.“ Tränen waren in ihr.

Wie hatte sie gewünscht, in Frieden zu leben mit der Mutter! Sie hatte freundlich sein wollen und nachgiebig. Und was hatte sie denn getan? Sie schüttelte den Kopf. Nit mal einen Tag kann ich friedlich derheim sein, dachte sie. Und Groll gegen die Mutter stieg in ihr auf.

Die aber hatte sich beruhigt. Sie schürte das Feuer und trat an den Spülstein.

Baghaft fragte die Luis, ob sie ihr helfen könne.

Da unterwies die Marie sie mit mürrischem Gesichte. Rasch verging dem Mädchen die Zeit bei der Arbeit. Und dieweil sie die Schlafstuben reinmachte, begann sie sich wieder des Daheimseins zu freuen.

Nach Tisch, während die Luis und die Emma spülten, legte sich die Marie aufs Bett.

Der Franz war nicht zu Hause. Er war am frühen Morgen schon nach Lamprecht gegangen, um sich bei seiner „Getel“ sein Weihnachtsgeschenk zu holen.

Und als die Luis einen Stoß Teller in den Schrank setzte, trat der Christian neben sie.

„Du, jetzt sag ich's em Vater!“

Sie nickte.

Der Christian aber stellte sich vor Mütting hin. „Vater, ich möcht gern Lehrer werde!“

„Du!“ Der Mann lachte.

„Ja,“ sagte die Luis, „und der Herr Pfarrer verschafft em en Stipendium, und wo's fehlt, gibt mein Herrschaft noch dazu, daß es Dich kein Pfennig kost . . .!“

„So?“ sagte der Mann, „das is alles schon ohne mich ausgemacht?“

„Der Herr Pfarrer wird der's schon noch sage . . . Dich frage, und der Herr Lehrer auch,“ sprach der Christian.

Der Mann aber schüttelte den Kopf. „Die Müß können sie sich spare, denn wenn Du aus der Schul kommst, gehste mit mir auf die Weberei und hilfst verdiene . . .!“

„Vater, ich verdien doch!“ sagte die Luis.

„Dein paar Grosche!“ Da senkte das Mädchen den Kopf. Der Christian aber richtete sich straffer auf. „Vater!“ rief er und seine Augen funkelten. „Das wär nit recht von Dir! Es hat Dich doch immer gefreut, wenn ich gut gelernt hab in der Schul . . . und jetzt, wo ich's zu was bringe könnt . . .!“

Meinst, ich hab nit gut gelernt? wollte Mütting seinen Vuben fragen, aber dessen letzte Worte banden ihm die Zunge. Er sah ihn einen Augenblick schweigend an. Jetzt, wo er's zu was bringe könnt? dachte er.

„Vater, weißt, und es kost Dich ja kein Pfennig!“ hub die Luis wieder an. „Und zu esse brauchst em doch auch nit mehr zu gebe und keine Kleider mehr . . . Viel mehr Profit haste nit, wenn De 'n schaffe gehn läßt, und es wär doch schad . . .!“

„Schad?“ nickte Mütting. „Ja, des is wahr!“ In seiner Seele erwachte der Stolz, wie er seinen Vuben betrachtete.

Schullehrer, sein Bub und Schullehrer! Daß er 's Zeug dazu hat, glaub ich schon, aber — —

Wenn der Bub Schullehrer würde, dann müßte er sich wieder allein weiter plagen für den ganzen Haushalt.

Und er war nicht mehr so stink wie früher bei der Arbeit. Seine Augen sungen an schwach zu werden, so daß er oft Mühe hatte, die gerissenen Fäden richtig zu verknüpfen. Und jeder Aufenthalt bei der Arbeit war ein Abbruch am Lohn.

Bierzig Mark war schon seit langem das Höchste, was er in vierzehn Tagen bekam. Und der Haushalt kostete immer mehr.

Mütting seufzte. Er dachte an den Jungen, der den Weibstuhl neben ihm bediente, ein Bub, ein Jahr älter wie der Christian den er angelernt hatte. Zu Ostern kriegte der schon zwei Stiible, da würde der einzelne neben ihm wieder frei, und da stell ich dann meinen Christian dran, wenn ich en eingelernt hab! hatte er sich oft gesagt — Und jetzt?

„Schullehrer!“ — Er schüttelte den Kopf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Soll mer's denn gar nit en bißche leichter kriege im Lebe?“

„Erst hab ich auf die Luis gerechnet und jetzt, wo ich an de Christian denk . . . denk, daß der mer hilft . . .!“ Und er stöhnte. „Warum muß ich eso Kinner habe, eso Kinner, die nure immer an sich denke, und gar nix für mich tun wolle!“

Und er wurde zornig. War das denn en Art? Tāt en anderer Vater sich das gefalle lasse?!

Er stampfte mit dem Fuß auf. „Der Christian soll Weber werde, wie ich, und von dene Faze, von Lehrer werde und so was will ich nix mehr höre!“

Aber seine Heftigkeit gereute ihn, als er die erschreckten Gesichter der Kinder sah. Und verlegen fuhr er fort. „Ja, wenn Euer recht Mutter noch leben tät, dann — aber eso . . . Die Marie tät mer ja kein Ruh mehr lasse bei Tag und bei Nacht, wenn . . . wenn . . .“ Und nach einer Pause sagte er noch einmal:

„Ja, wenn die nit wär . . .! die Marie . . . oder wenn se en ordentlich Frau wär! — Und dann . . . der Franz?“

Wie sie den Vater weicher werden sah, faßte die Luis wieder Mut, und diemeil der Christian mit kaltem, trozigem Gesicht dastand, sagte sie:

„Der Franz, der kommt ja an Ostern auch aus der Schul, und der muß der dann doch Rosigeld bezahle!“

„Der Franz?“

„Inja! Er is doch nit Dein Kind!“

„Aber die Marie, die wird sage, was dem eine recht is . . .!“

„So!“ flammte der Christian auf. „Was dem eine recht is! — Ich mein . . . Wer sitzt denn in der Schul es erst, und wer hocht immer in der letzte Bank? Und wer is Dein Kind? Und wer hat keinen Vater und kann froh sein, daß De'n überhaupt aufgenommen hast? —“

„Ich mein, zwischen em Franz und mir! — Nee, Vater! Mit den laß ich mich nit gleichstelle! Und das willst Du selber nit“ —

„Und weißt, Vater, wenn unser Mutter noch lebe tät,“ warf die Luis mit weicher Stimme ein, „die würd em Christian gewiß gesagt habe: „Du hast recht, daß De was lerne willst, daß De vorankommen willst“, und die hätt gespart und geschafft, damit der Bub es hätt durchsehe könne!“

Da nickte Mütting. „Ja, ja . . . aber — —“ Er fragte sich hintern Ohr. „Wie lang is es denn? Wie lang muß er denn lerne . . .?“

„Fünf Jahr!“ sagte die Luis.

„Fünf Jahr . . .! Und all die Zeit . . .?“ Der Mann zog die Schulter hoch und neigte den Kopf. „All die Zeit keinen Friede im Haus, denn die Marie — —!“

„Du mußt halt aufrete, als wie en Mann!“ rief die Luis. Das Blut war ihr in den Kopf gestiegen.

Ob sie jetzt Streit stiftete oder nicht, ob sie den Vater aufstachelte gegen das Weib, an der ihre Kinderseele und die des Bruders sich blutig gecheuert hatte, das galt ihr gleich, jetzt, wo sie um das Glück des Bruders kämpfte.

Wenn der Vater nur erst dem Christian sein Versprechen gegeben hat, dachte sie, daß er dann Wort halten würde, des war sie gewiß.

In dem Manne aber redte sich etwas auf zu starkem Entschluß. Er hob den Kopf aus den hochgezogenen Schultern. Sein Rücken straffte sich. Er saß plötzlich gerade und seine Augen blickten frei.

„Wenn De mer versprichst, daß De was Ordentliches werde willst! En gute, tüchtige Lehrer“ — sagte er zu seinem Bubem.

„Vater!“

„— dann will ich zum Herrn Pfarrer gehn und zu Deim Lehrer . . . aber bezahle kann ich nix! Keinen Pfennig! Nur unter der Bedingung!“

Da warfen die beiden Kinder sich an des Mannes Hals.

„Vater, Vater!“ schluchzten sie. Und auch der Mann hatte Tränen in den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Georg und Emma Herwegh.

Am 7. April 1875 schlug das einst so ungehämte Herz Georg Herweghs seinen allerletzten Schlag. 29 Jahre später, am 27. März 1904, starb des Dichters Gattin hochbetagt in Paris. Noch zu ihren

Lebzeiten hat ihr Sohn Marcel einen Band aus dem Briefwechsel seines Vaters herausgegeben. In selbstverständlicher Rücksichtnahme auf die damals noch lebende Mutter konnten dort Briefe, die zwischen den Eltern einst im Brautstande gewechselt worden waren, nur in beschränktem Maße Aufnahme finden. Nun endlich gelangt in dem joesen erschienenen Augustheft der „Neuen Rundschau“ (S. Fischer, Berlin) eine Reihe von Briefen der Verlobten erstmalig zur Veröffentlichung.

Kurz vor seiner Ausweisung aus Preußen hatte sich Georg Hertwegh am 16. November 1842 mit Emma Siegmund, der Tochter eines Berliner Bankiers, verlobt. Er ging dann wieder nach der Schweiz zurück, die ihm schon früher einmal ein gastliches Asyl gewährt hatte. Jetzt allerdings wurde ihm dies von Zürich verweigert, weshalb Herwegh das Bürgerrecht vom Kanton Baselstadt erwarb. Am 12. Januar 1843 war er von Berlin über Stettin, Frankfurt a. M. nach Zürich zurückgekehrt.

Die vorhin erwähnten Briefe stammen aus dieser Zeit seines schweizerischen Aufenthaltes. Es sind im ganzen 23 Stück: 10 von Hertwegh an Emma, 13 von ihr an ihn. Man wird sie aus mehrfachen Gründen willkommen heißen. Einmal, weil sie Dokumente aus der glücklichsten Lebenszeit des Dichters sind. Wie ein Triumphator war er ja durch Deutschland gezogen, gefeiert wie selten einer. Und er blieb der Held des Tages, als nach der Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. seine Grillierung erfolgte; er hatte doch auch zugleich ein hochherziges Mädchen errungen. Von diesem höchsten Glück der Erdenkinder reden Herweghs und Emmas Briefe.

„Und nun magst Du mich für verrückt halten,“ schreibt er an seine Verlobte. „Es ist meine Art, was ich bin, ganz zu sein. Ich habe mich oft und lange gegen die Liebe gewehrt; nun hat mich gepackt, nun will ich auch von keiner Teilung meines Wesens zwischen der Welt und meiner Liebe wissen, nun will ich lieben, nichts als lieben — bis zum Wahnsinn lieben, Dich, Dich, mein Schatz!“ Eine Woche später: „Unsere Liebe ist eine erfüllte Liebe, erwachsen auf dem Boden der Begeisterung. Ich bin selig, ein Wesen gefunden zu haben, an dem ich hinausblicken muß und das sich mir doch so ganz, so ganz hingeben will. Die Liebe ist nichts so Zufälliges, daß man, wenn sie einen ergreifen, auch ohne sie vegetieren könnte. Nur das kann einen so übermenschlich glücklich machen, wie Du mich, dessen Verlust uns auch übermenschlich elend machen würde.“

Emma aber bekennt immer wieder, wie allein sie sich mit Georg wisse: „Ich fühle klar, daß ich in Dir zehnfach wiederfinde, was ich aufgebe und wünschte mir Hindernisse, um sie Dir zuliebe beseitigen zu können. Zwischen uns gib'ts aber keine Opfer, nicht so, mein einziger Georg?“ Sie „kennt nicht Liebe, die der Bindung fähig ist“. Ein echtes Weib, ein Mensch ohne Bescheidenheit und Sentimentalität, ermißt sie das Glück, zu lieben und sich geliebt zu wissen. „Ich kann den Tag nicht erwarten, da ich Dich fest, unentziehbar, in meinen Armen halte und mit Dir der ganzen Welt Trost bieten will. Welch ein Leben wird mir aufgehen! Welches Leben war mir schon aufgegangen!“ Und wenn Herwegh beichtet: „Glaub' mir, ich bin, da ich Dich nun einmal gefunden, zu Ende, rein zu Ende ohne Dich und kann und will nur etwas werden mit Dir und durch Dich“, so wird sie manchmal von Zweifel erfaßt: ob sie auch des Geliebten wert erscheine: „Je näher die Zeit unserer Vereinigung heranrückt, desto größer ist einerseits mein Verlangen nach Dir, aber auch wieder die Besorgnis, Dich dauernd fesseln und befriedigen zu können, wie ich es möchte und überhaupt ein Weib es soll, wenn sie Deiner würdig ist. Du glaubst nicht, wieviel mir noch fehlt, wieviel Geduld Du auch wirst mit mir haben müssen und wie arm meine Natur in geistiger Beziehung im Vergleich zu der Deinen ist. Nimm, was ich Dir schreibe, nicht für eine Superbescheidenheit, ich bin nie bescheiden gewesen und halte diese Eigenschaft für ebenso einfältig als die entgegengesetzte. Das Beste in uns ist die Gabe der Götter, und für Geschenktes kann man dankbar sein, aber sich nichts darauf einbilden, noch die Bescheidene spielen. So oft ich aber uns beide vergleiche, so oft ich mit einer wahren Andacht Dein ganzes tiefes Wesen still beschau, kommt mir unwillkürlich das Bewußtsein eigener Armut und Kleinheit, und ich bedarf aller Kraft, mich durch mein Glück nicht beugen, statt stählen zu lassen. Wärest Du ein Mann wie die anderen, welche sich freilich mit Unrecht so nennen, würde ich Dich nie geliebt haben, aber nun Du das bist, was ich als das Alleinwahre anerkenne, hinsichtlich Deines Strebens und Deiner ganzen Richtung dünkt mich, müßte Dir auch etwas Ebenbürtiges werden.“

In der Tat bestand zwischen den Beiden, was man Harmonie des Geistes und der Seele nennen darf. Herwegh ganz Sturm und Begeisterung für die Ideale der Volksbeglückung durch Freiheit; Emma hingebend, empfänglich, ganz voll Bewunderung für den geliebten Dichter und für die Sache der Nation. „Das einzige, was alle meine Kräfte und mein Interesse ungeteilt in Anspruch nimmt, ist das Geschick, eigentlich die Entwicklung meines Volkes und meine Liebe, in allem übrigen bin ich Stümper, Dilettant, und ich hasse den Dilettantismus. Nur in der Liebe fühle ich mich ganz fertig und gestählt zum Größten.“ Wenn das Herz voll ist von der Menschheit großen Gegenständen, nur der, meint Emma mit Beziehung auf den Geliebten, könne auch wahrhaft lieben. „Ja, mein Herz, Du kannst lieben, das fühlt ich. Nur wer das Elend der Menschheit in allen seinen kleinsten Bewegungen mit durchlebt, nur wer das jammervolle Geschick des einzelnen ganz mitzufühlen, ganz zu würdigen weiß, der kann lieben im Vollgewichte des Wortes.“ Und wie tief ihr eigenes

Herz für das Volk schlägt, das beweist wohl eine Briefstelle vorher: „Mit dem Armen Jakob hab ich heute meinen Gottesdienst gehalten. O schreib immer zu, das sind die Klänge, die bis ins Mark des Volkes dringen; daß ich in stande sein möchte, zu solchen Liedern Dich zu begeistern! Wenn man statt alberner Predigten solch Gedicht dem Volke von der Kanzel vortrüge, es würde anders wirken, als tausend Sermonen.“ Als Herwegh Emma den Entschluß bekannnt gibt, den 2. Band seiner „Gedichte eines Lebendigen“ früher zu veröffentlichen, jubelt sie: „Ich bin sicher, sie werden eine große Wirkung auf das politische Volksbewußtsein haben, und wer weiß, ob sie nicht die Vorläufer einer großen bewegten Zeit werden. Wenn der Eindruck eben nur Eindruck bleibt, dann hol der Kuckuck die ganze Schreibererei; aber Du wirst sehen, die frange Lise und der arme Jakob finden den Weg zu den Güttern der Armen, und ist erst das Volk gewonnen, dann kann man das Beste erwarten. Nur aus den Massen der Proletariat ist jetzt ein Ostern zu erwarten, daß es aber kommt und wir es noch feiern, steht klar in meiner Seele. Ich fühle es, wir werden noch, wenigstens ich, gewaltige Zeiten erleben, und ich erlebe sie mit der ganzen Blut meines Wesens. Dann sollst Du sehen, ob ich lieben kann, mein einziger Schatz.“

Emma Herwegh hat Wort gehalten. Keinerlei Verleumdung, keine Verpötlung und keinerlei Anfechtung haben diese Frau jemals in ihrem freien Fühlen und Denken irre zu machen vermocht. Sie will, daß Herwegh von ihr denke: „Mein Mädchen ist kein Philister“. Braut eines Republikaners, bekennnt sie sich frank und frei als Republikanerin. „Unsere Liebe ist wie das stolze, hehre Freiheitsbanner, unbesiegt von dem Schmutz der gemeinen Menge und unverletzt mitten im Zwiste und Kampfe der Völker, über ihnen wie ein ewig Gebot forttrauschend.“

Ein Glaube befehle die beiden, einem Ziele streben sie mit allen Kräften zu: so rasch als tunlich miteinander vereint zu sein. Abgesehen von allerhand niedrigen Verleumdungen Herweghs, die aber bei Emma nichts auszurichten vermögen, erfahren wir da auch näheres über den Widerstand, den die Züricher Kantonsregierung der Ansässigmachung des Dichters entgegenstellte. Wohl oder übel muß sich Herwegh entschließen, nach Baden im Argau, zwei Meilen von Zürich, auszuwandern. „In Baselstadt“, murrte er, „bekommen sie am Ende auch noch Manschetten, und des Menschen Sohn, das heißt Dein fürchterlicher Schatz, hat bald keinen Stein mehr, wo er sein Haupt hinlegen kann. Korbeeren die Hülle und Fülle, und keine Heimat! Prächtig! Gefälls Dir nicht auch, mein Schatz? Lieber zu viel Ruhe wirst Du Dich Dein Leben lang nicht beflegen müssen.“

Emma ist über die Herwegh angetane Inzimate aufgebracht. Gleichwohl weiß sie, er bedarf nicht ihrer Zusprache, „um, wie es kommen mag, den Kopf oben zu behalten. Ja, laß sie es aufs äußerste treiben, Dich können sie ebensowenig stumm machen, als mich hörend auf das feile Geschwätz der Menge. Laß sie Dich verfolgen, o, diese freien Republikaner! Sie werden fühlen, mit wem sie es zu tun haben, denn Dein Haß wird wachsen wie unsere Liebe, nicht so, Schatz? Warum kann ich im Augenblick nicht zu Dir? Ich bin Wut durch und durch, aber noch mehr als empört, in Liebe zu Dir. — Wollen sie Dich nicht in Zürich, nun wohl, dann gehen wir in einen anderen Ort, hat er nur Raum für Dich und mich. . . Glaub's: je mehr man Dich verfolgt, desto größer, desto schneller der Sieg, und wir wollen doch die Freiheit um jeden Preis!“

Noch mehr Kladderi hatte das Paar zu überwinden, um alle notwendigen Papiere zur Eheschließung und Naturalisierung in der neuen Heimat zu erlangen. Aber die unerschrockene Energie des Mädchens überwand alles. Immer sehnlicher, immer stürmischer werden die Briefe. Zuletzt finden beide Menschen, daß sie sich brieflich nichts mehr sagen können und daß ihre Vereinigung in kürzester Frist heilsam und notwendig sei. Alle Fragen hinsichtlich der häuslichen Einrichtung sind erledigt; das Wöblement steht fertig. Emma reist ab. Herweghs letzter Brief aus Zürich trägt als Datum den 20. Februar. Wenige Wochen darauf, anfangs April des Jahres 1843, macht das glückliche Paar seine Hochzeitsreise nach der herrlichen Provence. . .

Dieser neue Briefwechsel aber bedeutet eine Bereicherung unserer Kenntnis über Georg Herwegh und seine allezeit so tapfere Frau. Wir werden diese Manifestationen nun nicht mehr vermischen wollen. Sie sind documents humain im vornehmsten Sinne des Wortes. — Ernst Kreowski.

Kleines feuilletton.

Kn. „Leben und leben lassen.“ Ort der Handlung: Das kleine, dunkle Kontor des wohlgenährten Herrn Martin.

Herr Martin steht vor dem Ladentisch und zeigt einem Kunden eine hübsche kleine Brieftasche. Diesem gefällt die Tasche; er fragt: „Was kostet sie?“

„Diese Tasche? O, die ist sehr billig! Zwei fünfundsiebzig.“ Dabei lächelt Herr Martin recht freundlich.

Der Kunde lächelte nicht. Im Gegenteile, er stutzt und sagt: „Ja, aber vor einem Jahre habe ich eine gleiche Tasche bei Ihnen schon für 2 Mark 50 gekauft!“

Herr Martin kommt etwas aus der Fassung. „Om, ja! Leider können wir die Ware jetzt nicht mehr so billig herstellen.“

Die Lederpreise steigen. Und dann die Arbeitslöhne, die wir jetzt zahlen müssen — o, die Arbeitslöhne — es ist grauenhaft! Bei diesem Artikel komme ich nicht mehr auf die Kosten.“

„Aber Ihre Konkurrenz liefert diesen Artikel doch schon für 2 Mark 50.“

„Meine Konkurrenz?“

„Zawohl, Ihre Konkurrenz!“

„Unmöglich!“

„Keineswegs. Man sieht diese Tasche überall dafür ausliegen.“

„Na“, sagt Herr Martin und seine Stimme zittert, „sehen Sie sich doch mal das Geschäftsgehaben solcher Firmen an! Weshalb können sie denn so billig liefern? Deshalb, weil sie ihren Arbeitern wahre Hungerlöhne zahlen! Ich dagegen, ich bezahle sehr anständige Löhne, außerordentlich anständige Löhne. Ich darf behaupten, daß ich gerade für diesen Artikel in ganz Berlin die besten Löhne gebe. Ja, sehen Sie, bei mir sollen die Arbeiter auch was verdienen! Mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen!“

Der Kunde ist von so viel Humanität vollständig überwältigt. Er sagt kein Wort mehr, sondern greift, vollständig besiegt, in die Tasche, holt sein Portemonnaie heraus und legt 2,75 Mark auf den Tisch.

Herr Martin lächelt wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht, nimmt das Geld und wickelt die Ware ein. Der Kunde entfernt sich. —

Wald darauf erscheint der bescheidene und fleißige Herr Krämer, langjähriger Hausarbeiter der Firma, mit einem umfangreichen Kasten.

Rasch wird der Kasten geöffnet; man sieht schöne, sauber gearbeitete Brieftaschen von derselben Art wie der Kunde eben gekauft hat und für die Herr Martin so gute Löhne bezahlt.

Herr Martin nimmt sich die erste, eine zweite, dann noch eine dritte Tasche aus dem Kasten, mustert sie mit kritischem Blick und sagt: „Prav gemacht, Herr Krämer! Die Ware ist gut!“ Und in väterlich-wohlwollendem Tone: „Na, Ihre Arbeit ist ja überhaupt gut!“

Das ist Sphärenmusik für Herrn Krämer. Er hat nämlich etwas auf dem Herzen. Nun faßt er Mut und beginnt: „Herr Martin, ich wollte mal wegen der Preise . . .“

Herr Martin sehr erstaunt: „Wegen der Preise?“

„Ja, ob Sie nicht etwas mehr geben wollten?“

„Mehr geben? Aber ich zahle doch Durchschnittspreise! Kriegen Sie denn für diese Arbeit irgendwo mehr?“ Herr Martin blüht den schüchternen Heimmeister herausfordernd an.

„Ja, bei Herrn Wagner.“ Jaghaft kommts heraus.

„So? Wieviel denn?“

„Drei Mark pro Dugend, Herr Martin.“

„Sooo!“ Herr Martin reißt entsetzt die Augen auf. „Bei meiner Konkurrenz?“

„Zawohl, Herr Martin.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Ich? Ach, ich hab's bloß von meinem Freund gehört. Der arbeitet nämlich dort.“

„So!“ sagt Herr Martin und atmet schwer. „Ja, wissen Sie, Herr Krämer, das sind dann eben Ausnahmepreise. Ich kriegen für die Ware auch bedeutend weniger als Herr Wagner. Grade für diese Dinger! Ach wenn ich Ihnen mal vorrechnen wollte! Ja, soll ich denn aus meiner Tasche zulegen?“ Ein vorwurfsvoll-trauriger Blick trifft Herrn Krämer. Dieser ist schon halb besiegt.

„Sehen Sie mal, Herr Krämer, mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen! Ja wohl, leben und leben lassen! Sie kennen mich doch und wissen: was ich machen kann, das mache ich. Aber was nicht ist, das ist nicht. Tut mir ja sehr leid, aber ruinieren? Soll ich mich ruinieren?“

Herr Krämer wagt nicht mehr, ihn anzublicken.

Sie haben gar keine Ahnung, wie wir armen Geschäftsleute gedrückt werden!“ Herr Martin seufzt tief. „Ich gebe ja bei diesen Sachen überhaupt zu! Ja, wahrhaftig! Ich kann's Ihnen aus meinen Büchern beweisen!“

(Herr Krämer gibt seine letzte Hoffnung auf.)

„Um Ihnen ein Beispiel zu geben: wie ist es mir borhin gegangen? Da kommt ein Herr und lauft sich so eine Brieftasche. Diese Brieftasche kostet bei mir gewöhnlich 2,50 M. Wissen Sie, was er mir dafür gegeben hat? Sage und schreibe 2,75 — ich wollte sagen 2,85 M.! Zawohl 2,85 M.! Das macht beim Stüd 15 Pf. Nun denken Sie mal, das geht mir beim ganzen Gros so, dann gebe ich zu: 144 × 15! Das macht — das macht — 21,60 M. Nun, was sagen Sie dazu? Wo bleibe ich! Wenn ich Ihnen da noch zulegen soll — na! Ree, lieber Mann, dann mache ich schon lieber die Bude zu, verkaufe den ganzen Kram und fange selbst an zu arbeiten! Dann habe ich mehr von meinem Leben, das können Sie glauben!“

(Herr Krämer bedauert den armen Herrn Martin und verflucht die Stunde, wo er an Zulage gedacht hat.)

„Ja, Herr Krämer, so leid wie mirs tut, aber ich kann diesmal nicht, wirklich, beim besten Willen nicht! Aber, wenn Sie wieder mal Wünsche haben und es ist mir möglich, irgend möglich, dann, das wissen Sie ja —!“

Herr Krämer nimmt still seinen Kasten und entfernt sich schleunigst.

„Wann Herr Martin ruft sein Faktotum, läßt sich ein Paar Zigaretten holen, das Stück für 25 Pfennige, steckt sie sich in sein fettes Gesicht und murmelt vor sich hin: „Ja, wer's nicht versteht, der kommt eben zu nichts!“ —

— „Wenn die Raif muhrt“. Die „Frankfurter Zeitung“ bringt eine Schilderung aus Obermais bei Meran, der wir das folgende entnehmen: Ein Naturereignis von nicht gewöhnlicher Bedeutung ist es, wenn die Raif anhebt zu „muhren“; heute hatten wir das zweifelshafte Vergnügen, mit einem solchen Pröbchen beobachtet zu werden. Schwarz hatte sich in den Höfen des Pfinger im Winkel des steil abschließenden Raiftals ein dichter Knäuel gewitter-schwangerer Wolken zusammengeballt, der einen tüchtigen Guß in Aussicht stellte. Ueber Meran war noch heiterer Himmel, während im oberen Raiftal ein heftiges Gewitter mit Donnereschlägen und Wüthen niederging. Ohne naß zu werden, konnte ich meine bei Trautmannsdorf gelegene Wohnung erreichen — es war 1/5 Uhr nachmittags —, da hörte ich plötzlich ein Drummen und Sausen, als ob eine Dampfwalze oder Lokomotive die Straße vor meinem Hause passierte, und da ruft auch schon meine Hausfrau, die den Vorgang kennt und fürchtet: „Uns Himmels willen, die Raif!“ Ich versuche sie zu beruhigen, da ja das Bett der Raif erst gründlich eingedämmt worden sei, und eile selbst zur unteren Raifbrücke. Von weitem schon sehe ich, wie die dort bereits versammelten wenigen Zuschauer bei jedem Krach von der Brücke wegspringen und dann sich wieder langsam nähern; es geschieht dies bei jedem neuen Schuß, der ein besonders lautes Getöse verursacht; ich komme zur Brücke selbst und sehe, wie eine unheimlich anzusehende Masse von rotem Sand, Steinen und Wasser, dick wie ein steifer Brei, mit unglaublicher Geschwindigkeit und unter tosendem Lärm das hochummauerte Bett hinabjaust. Diese Masse mag in einer Tiefe von zwei Metern und fünf Meter breit sich vorbeibewegen; aber da kommt schon eine Sturzwelle von 1 1/2 bis 2 Metern Höhe unter bangemachendem Gebrüll und Krachen über diese Masse hinwegsegelt, ebenfalls Sand und Steine, aber verschwindend wenig Wasser in der Farbe von neuem Rotwein (Rost) mit sich führend und gischtsprühend nach allen Seiten. Es ist ein gefährdender Anblick, man glaubt selbst mit fortgerissen zu werden und springt bei jedem neuen Schuß unwillkürlich zur Seite. Auf die Brücke wagt sich niemand; sie ist aus Holz und so leicht gebaut, daß man fürchtet, eine Sturzwelle könne sie mit fortreißen, wie dies ja im Jahre 1889 auch der Fall war. Immer neue Bogen kommen in Zwischenräumen von 20 bis 50 Metern mit Schnellzugsgeschwindigkeit den Bach herab; doch ist das Bett heuer glücklicherweise dem Ansturm gewachsen; die Seitenmauern, die zu beiden Seiten einen hohen Damm bilden, sind in jahrelanger, fleißiger Arbeit solide und hinreichend widerstandsfähig erbaut worden, so daß ein Ueberbord-treten der Flut und Mitfortreißen ganzer Häuser und herrlicher Obstgüter wohl für immer ausgeschlossen ist, wenn schon auch heute am unteren Ende ein unbedeutender Austritt in eine neue Ob-stanlage erfolgte und im oberen Laufe auch ein Teil der neuen Mauer mitgerissen wurde. Von der Gewalt der Raif in diesem Stadium kann man sich einen Begriff machen, wenn man sieht, wie gewaltige Steine von der Größe eines kleinen Hauses im Moränenfand wie ein Federball leicht durch das enge Bett zu Tal gestößt werden; da begreift man denn auch, mit welcher banger Furcht die Anwohner diesem in gewissen Zeiträumen mit Regelmäßigkeit eintretenden großartigen Naturschauspiel entgegensehen. Unabwendbar wie ein Verhängnis ist ein „Raifgang“, denn immer liegt Moränenfand im obersten Raiftal oder Raifloch aufgespeichert. Da ragt eine rot-schillernde, nackte Moränenwand von riesenhafter Ausdehnung. Ausgetrodnet durch eine Reihe regenloser Tage, muß diese den Sonnenstrahlen ausgesetzte gewaltige fahle Wand beim Eintritt eines ausgiebigen Regens in sich zusammenstürzen, in der äußeren Schicht wenigstens, was vollauf genügt, um eine Katastrophe zu zeitigen, wie wir sie heute im Tal vor Augen hatten. Diese rote Wand bildet das linke, obere Raifufer, während zur Rechten der mächtige Pfinger sein leicht bröckelndes, weißes Gestein zu Tal sendet. Nicht ohne ein leichtes Grausen zu verspüren, sah ich, gerade als ich auf dem roten Boden nach der Pfinginger Alm zu aufsteigen war, einen gigantischen weißen Felsblock vom Rastio des Pfinger sich lösen und mir gegenüber unter betäubendem Getöse in die Tal-schlucht stürzen. —

Aus dem Tierreiche.

10. Die Sinne der Insekten. Die Sinneswahrnehmungen der Tiere lassen sich nur auf einem Umwege erforschen. Die anatomische Beschaffenheit der menschlichen Sinneswerkzeuge und der physiologische Vorgang, der sich in ihnen abspielen muß, damit eine Sinneswahrnehmung zustande komme, ist der Maßstab für das, was wir von den Leistungen der tierischen Sinnesorgane zu erwarten berechtigt sind. Soweit die Tiere unter ähnlichen Bedingungen leben wie die Menschen, entwickeln sich auch die anatomisch-physiologischen Grundlagen ihrer Sinneswahrnehmungen in ähnlicher Weise. Ein niedriger Entwicklungsstadium eines Organs berechtigt zu der Vermutung unvollkommener Leistungen. In einem Vortrag in „Queletts Mikrosocial Club“ setzte Lewis seine Auffassung über den Vorgang des Hörens und Sehens beim Menschen auseinander, um dann einen Vergleich mit dem Tiere zu ziehen. Nach der Ansicht dieses Gelehrten versehen gewisse Bewegungsvergänge, die sich in der Außen-

welt abspielen, und die wir als Schall oder Licht bezeichnen, bestimmte Teile des Ohres und Auges in Mitschwingungen und leiten den physiologischen Vorgang des Sehens oder Hörens ein. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Sinnesorgane der Insekten z. B. auf Reize anzusprechen im Stande sind, die beim Menschen nicht mehr wirksam werden. Die wesentlichen Teile des menschlichen Auges, die Hornhaut, die Linse, die Netzhaut, der Sehnerv und die für Sinnesindrücke empfänglichen Nervenzellen sind auch bei den Insekten nachweisbar und zahlreiche Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Wahrnehmungsfähigkeit des Insektenauges sehr groß und den Lebensbedingungen des betreffenden Tieres angepaßt ist. Die Insekten haben zweifellos auch Gehörorgane, doch ist ihre Beschaffenheit eine sehr voneinander abweichende. Viele haben mehrere Augen, andere scheinen mehrere Ohren zu haben. Zu letzteren gehören die Grabflügler, doch wechselt die Zahl und Lage der Gehörorgane in den verschiedenen Familien. Bei einigen Familien finden sich zwei auf der Vorderseite jedes Beines, bei anderen nur zwei auf dem Rücken, auch gibt es zusammengesetzte Gehörorgane, die zweifach vertreten auf dem Schwanz sitzen. Außer dem Gesicht- und Gehörinn verfügen die Insekten auch über Geruch-, Geschmack- und Tastsinn. Die Wahrnehmung von Richtungen soll einigen Tieren durch einen besonderen Sinn vermittelt werden, der dem Menschen angeblich fehlt. —

Humoristisches.

— Aus der „Jugend“: Sigt da mit sorgenvoller Miene ein Rechtskandidat im Bahnhofrestaurant der alten Rufenstadt S. Zufällig erscheint auch Professor X, der bei den Studenten beliebte Lehrer des Rechtskandidaten, und erkundigt sich teilnahmsvoll nach dessen Sorgen.
„Ja Herr Professor, ich soll in vier Wochen in das Referendar-examen steigen und in meinem Kopfe ist alles eine große Wüste.“
„Aber, mein Lieber,“ erwidert Professor X, „in einer Wüste gibt es doch auch Dafen.“
„Die gibt es auch bei mir, Herr Professor, aber wenn die Kamele bei der Prüfung nur die Dafen finden wollten.“ —

Notizen.

— „Ein Volks-Theater des Westens“ soll Anfang September am Nürnberger Platz eröffnet werden. —
— „Kinder“, eine Schülerkomödie in vier Akten von Robert Miß, wird Anfang November im Neuen Theater ihre Erstaufführung erleben. —
— „Wo ist der Papa?“, Burleske in drei Akten von Kolb und Coille, soll im Trianon-Theater aufgeführt werden. —
— „Vor dem Schöffengericht“, ein von Rechtsanwalt Armer verfaßter Einakter, sollte vom Breslauer Sommer-theater aufgeführt werden. Die Zensurbehörde verbietet die Aufführung ohne Angabe von Gründen. —
— „Salamandra“, ein Drama der italienischen Schriftstellerin Clarice Tartufari, wurde vom Stuttgarter Hoftheater zur Aufführung angenommen. —
— Ein neues Verfahren für die Einstudierung von Musikaufführungen wendet der New Yorker Theater-unternehmer Charles Frohmann an. Er hat in England eine Anzahl phonographischer Aufnahmen erfolgreicher Stücke anfertigen lassen und sie nach New York geschickt, damit die Angehörigen seiner Bühnen danach ihre Rollen einstudieren. Mit den Ergebnissen ist er so zufrieden, daß er auf dem Kabelwege weitere phonographische Aufnahmen in London bestellt hat. —
o. In New York gibt es etwa 100 000 Kinder, die nicht zur Schule gehen, sondern auf den Straßen herum-lausen oder arbeiten und in den Fabriken beschäftigt sind. Bei einer in Cleveland angestellten Prüfung konnte von 144 Schülern im Durchschnittsalter von 14 Jahren nur ein einziger, ein Mädchen, eine Liste von 50 gebräuchlichen Worten ohne Fehler schreiben! —
— Die Weinernte ist im südwestlichen Deutschland sehr gefährdet. Neben anderen tritt besonders die Blattfall-krankheit, deren Ursache ein kleiner parasitischer Pilz ist, außer-ordentlich stark auf. Von der Mosel wird berichtet, daß die Krank-heit sich in allen Gemartungen verbreitet und durchweg schon drei Viertel des Traubenbehanges, teilweise bereits die ganze Ernte vernichtet hat. In einzelnen Bezirken ist sie auch auf die Kartoffel-felder übergesprungen. —
— Bedeutende Schäden richtet in den Forsten Schlesiens die Nonne an. Zur Verbrennung der schädlichen Schmetterlinge werden nächtlich in den betroffenen Gebieten große Feuer an-gezündet. —
— Upton Sinclair, der Verfasser von „The Jungle“, will in der Nähe New Yorks eine Kolonie gründen, deren Mitglieder zwar in separaten Häusern leben, aber Küche, Speise- und Gesellschaftssäle sowie auch Dienstboten gemeinsam haben würden. Als Mitglieder sind alle Klassen gedacht, die von eigener Arbeit leben müssen. —